

Brümmer | Janetzko | Alkemeyer [Hrsg.]

# Ansätze einer Kultursoziologie des Sports

**Kultursoziologie und Kulturgeschichte der Gegenwart**  
**Sociology of Culture and Contemporary Cultural History**

herausgegeben von | edited by  
Prof. Dr. Thomas Alkemeyer  
Dr. Nikolaus Buschmann

Band | Volume 1

Kristina Brümmer | Alexandra Janetzko  
Thomas Alkemeyer [Hrsg.]

# Ansätze einer Kultursoziologie des Sports



**Nomos**



Onlineversion  
Nomos eLibrary

**Die Deutsche Nationalbibliothek** verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-4651-4 (Print)

ISBN 978-3-8452-8879-6 (ePDF)

1. Auflage 2021

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2021. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

# Inhalt

Einleitung	7
<i>Thomas Alkemeyer, Kristina Brümmer, Alexandra Janetzko</i>	
<b>1. Praxis/Diskurs, Performance/Performativität, Interaktion</b>	17
Praxis (und Diskurs)	19
<i>Thomas Alkemeyer</i>	
Die Materialität sportlicher Praktiken	49
<i>Volker Schürmann</i>	
Performance und Performativität	67
<i>Gabriele Klein</i>	
Interaktion	87
<i>Jürgen Streeck</i>	
<b>2. Körper, Leib, Emotionen</b>	113
Kulturgeschichte des Körpers	115
<i>Olaf Stieglitz</i>	
Phenomenology of the Senses	135
<i>John Hockey</i>	
Interkorporalität	153
<i>Christian Meyer</i>	
Leib und leibliche Kommunikation im Sport	175
<i>Robert Gugutzer</i>	
Kollektive Emotionen	193
<i>Sven Ismer</i>	

*Inhalt*

<b>3. Technik, Medien, Raum</b>	211
Technische Kulturen und Doping <i>Hanna Katharina Göbel</i>	213
Selbstvermessung als Subjektivierungsweise <i>Jörg Strübing</i>	231
Lernen am Video – Analysemedien im (spitzen-)sportlichen Training <i>Kristina Brümmer</i>	249
Skopische Medien und E-Sport <i>Niklas Woermann, Heiko Kirschner</i>	269
Körper und Raum: Moderner Teamsport und postmodernes Straßenspiel – ein Verortungsversuch <i>Eckehart Velten Schäfer</i>	289
<b>4. Politik, Normalität, Differenz</b>	311
Sports, Politics, and Media Representations <i>Michael L. Butterworth</i>	313
Die Normalität des Fußballs <i>Nina Degele</i>	333
Un/doing Migrationshintergrund – Über die (Ir-)Relevanz einer Differenzkategorie in Sportpraktiken <i>Alexandra Janetzko</i>	351
Autor*innen	373

## Einleitung

*Thomas Alkemeyer, Kristina Brümmer, Alexandra Janetzko*

Es ist schon fast ein Allgemeinplatz: Die moderne Gesellschaft ist auch eine ‚Sportgesellschaft‘: Sport setzt Millionen ihrer Mitglieder aktiv in Bewegung, bindet sie in Sportinstitutionen ein oder begeistert sie als Konsument\*innen seiner medial inszenierten Schau-Spiele. Zudem ist Sport längst nicht mehr nur ein abgegrenzter Sozialbereich mit eigenen Institutionen, Sportstätten, Technologien, Körperpraktiken und Akteur\*innen. Vielmehr durchdringen Merkmale des Sports alle möglichen gesellschaftlichen Bereiche und sozialen Milieus. Prominente Ethnolog\*innen der modernen Gesellschaft sprechen deshalb bereits seit den 1980er-Jahren von einer „Versportlichung der Alltagskultur“ (Kaschuba 1989). Sie zeigt sich am Einfluss eines Geistes und einer Sprache des sportlichen Wettbewerbs auf gegenwärtig ubiquitäre Ranking-Wettbewerbe (vgl. Bröckling 2014) ebenso wie an der Durchdringung der populären Kultur, von Mode, Musik, Körperstyling und Lebensführungsstilen, mit Stil-Attributen und Gesten der Sportivität (vgl. Gebauer et al. 2004; Schmidt 2002).

Vor diesem Hintergrund verfolgt der vorliegende Band das Anliegen, jüngere Ansätze einer soziologischen Kulturanalyse für die Erforschung des Sports fruchtbar zu machen. Die in dem Buch versammelten theoretischen Ansätze ergänzen damit die zumindest in der deutschsprachigen akademischen Sportwissenschaft seit Jahren zu beobachtende Priorisierung sozialwissenschaftlicher Zugänge, die – häufig mit den Methoden der quantitativen empirischen Sozialforschung – vornehmlich der Frage nachgehen, wie unter Berücksichtigung sozialer, ökonomischer, politischer und kultureller Bedingungen Strukturen geschaffen werden (können), die dafür sorgen, dass ‚der Sport‘ – verstanden als ein gesellschaftliches Funktionssystem – den ihm etwa von politischer Seite zugewiesenen Aufgaben nachkommen kann. Im Fokus sozialwissenschaftlicher Sportforschung stehen dann beispielsweise die sozialen Determinanten der Partizipation am Sport, des ehrenamtlichen Engagements in Sportvereinen, der Sozialisations- und Integrationsleistungen des (organisierten) Sports, seiner Inklusions- und Exklusionsmechanismen oder auch der Steuerung von Organisationsentwicklungen und sportlichen Spitzenleistungen. Die Konzentration auf die sozial- und organisationsstrukturellen Bedingungen des Sporttrei-

bens bringt es allerdings mit sich, dass die konkreten Erscheinungsformen des Sports in den Hintergrund geraten: Wie wird Sport in seiner Vielfalt – organisierter Wettkampfsport, popkultureller Szenesport, informeller Freizeitsport usw. – konkret *gemacht*? Wie bilden sich beim Üben, Trainieren und bei Wettkämpfen (mit-)spielfähige Sportsubjekte? Welche Sinnstrukturen, Gefühle, Emotionen und Affekte werden dabei produziert und ins Spiel gebracht? Welche Bevölkerungsgruppen adressieren und beteiligen die diversen Gestalten des Sports? Welche anderen Gruppen schließen sie eher aus?

Möchte man die enorme Popularität und kulturelle Bindekraft, aber auch die sozialdistinktive, verschiedene soziale Gruppen voneinander abgrenzende und damit gliedernde Kraft des Sports in der modernen Gesellschaft verstehen, kommt man an diesen und ähnlichen Fragen nicht vorbei. Sie lassen sich nur beantworten, wenn man zusammen mit seinen Produktionsbedingungen auch die konkreten sinnlich-sinnhaften Erscheinungsformen des Sports in ihren lebendigen materialen und symbolischen Dimensionen in den Blick nimmt – seine Orte, Geräte und Utensilien, seine Technologien, Körpertechniken und Bewegungsästhetiken, seine Mythen und Rituale – und diese daraufhin untersucht, welche Angebote sinnvollen Erlebens sie wem mit welchen Mitteln unterbreiten. Das Wissen um die sozialen Determinanten des Sportinteresses wie Bildung, Einkommen, Beruf oder Geschlecht ist unerlässlich, um in Erfahrung zu bringen, welche Bevölkerungsgruppen welcher Sport überhaupt erreicht und einbindet. Aber für sich genommen kann es die Anziehungskraft der Praktiken, Ereignisse und Inszenierungen des Sports nicht verständlich machen, ebenso wenig wie beispielsweise naturwissenschaftlich exakte Beschreibungen der Mechanik, Anatomie oder Physiologie sportlicher Bewegungen. Und auch das medizinische Wissen um die positiven Gesundheitseffekte sportlicher Betätigung kann kaum plausibilisieren, warum eine erkleckliche Zahl an Menschen mitunter sogar ihre körperliche Unversehrtheit aufs Spiel setzt, um sportliche Leistungen zu erzielen, sich in riskanten Bewegungen zu erproben oder auch stundenlang am Bildschirm Sportübertragungen zu konsumieren. Man muss vielmehr auch den Bedeutungen und den Erlebnisversprechen nachgehen, die von den vielfältigen Gestalten des aktiv betriebenen wie des passiv konsumierten Sports und der Sportivität ausgehen, um Antworten auf die skizzierten Fragen zu erhalten. Genau diese Leistung verspricht eine kulturanalytische Perspektive. Dabei geht es keineswegs darum, diese Perspektive gegen sozialwissenschaftliche Zugänge auszuspielen. Im besten Fall spielen vielmehr beide Ansätze so zusammen, dass sowohl die soziale Bedingtheit des Sportinteresses (als ein Interesse nicht nur für ‚den‘ Sport, sondern auch für bestimmte Sportarten mit



ihren speziellen Sinnstrukturen, Ästhetiken usw.) als auch die Bedeutungen und ästhetisch-affektiven Erlebnisversprechen sportlicher Phänomene erkennbar werden, die dieses Interesse beantworten und es dadurch ihrerseits aus- und mitgestalten.

Damit ist bereits angedeutet, was wir unter ‚Kultur‘ – oder besser dem Kulturellen – verstehen wollen, nämlich jene *Dimension* der sozialen Praxis, in der Menschen ihrem Tun einen Sinn beilegen und abringen, in der sie also, emphatischer gesprochen, nach Erfüllung suchen, und dies nicht nur in der Kunst oder in anderen Sphären der sogenannten ‚hohen‘ Kultur wie etwa der klassischen Musik, sondern auch und gerade in ‚gewöhnlichen‘, populären Aktivitäten, wie nicht zuletzt in den Aktivitäten des Sports.<sup>1</sup> Schon mit dieser knappen Charakterisierung geben wir gleichzeitig zu verstehen, welchem der zahlreichen Verständnisse von Kultur in diesem Buch *nicht* gefolgt wird: Wir verstehen unter ‚Kultur‘ weder einen theoretisch, thematisch oder funktional begründeten Teilbereich der Gesellschaft neben Wirtschaft, Recht oder Erziehung, noch irgendwelche mehr oder weniger stabilen supranationalen (‚das Abendland‘, ‚der Westen‘ usw.) oder lokalen (z.B. abgrenzbare Stadtteile) Einheiten, die sich durch materielle, soziale und geistige Besonderheiten wie geteilte Lebensweisen, Gebräuche, Wissensbestände und Wertsysteme auszeichnen. Und schon gar nicht markiert ‚Kultur‘ in der hier eingeschlagenen Perspektive einen stark wertenden Gegensatz zu ‚Barbarei‘, ‚Kulturlosigkeit‘, ‚Unkultur‘ und Ähnlichem, der transformiert und abgeschwächt auch noch in der Unterscheidung von ‚Hochkulturen‘ und ‚niedrigeren‘ Kulturen, ja auch von *high* und *low culture* mitschwingt. ‚Kultur‘ bezeichnet in der hier eingenommenen Perspektive vielmehr das *bedeutende* Moment einer jeden sozialen Praxis, bezogen auf den Sport also beispielsweise jenes Moment, das ein bestimmtes körperliches Vollzugsgeschehen *als* Turnen oder Tennisspielen wahrnehmen lässt und dieses Geschehen nicht nur hinsichtlich seiner ‚Natur‘ und Physis, sondern auch im Hinblick auf die von ihm ‚transportierten‘ Haltungen, Einstellungen, Werte und Weltansichten von der Leichtathletik oder dem Fußballspielen unterscheidet (vgl. auch Fikus/Schürmann 2004).

Mit dieser normativ sparsamen Bestimmung des Kulturellen als jenem Moment, das etwas – ein Ding, ein Vollzugsgeschehen usw. – als diesen

---

1 Wobei fraglich ist, ob die Gegenüberstellung von *high culture* und *low culture* in einer Gegenwart, in der zum einen vielfältige Überschneidungen zwischen Kunst und Kitsch, Unterhaltungs- und ‚ernster‘ Musik etc. zu beobachten sind und die Popularität eines Phänomens zum anderen maßgeblich quantitativ (an Besucherzahlen, Einschaltquoten, *likes* usw.) bemessen wird, überhaupt noch trägt.

oder jenen Gegenstand, als diese oder jene Praxis zu verstehen gibt, knüpfen wir an kulturosoziologische Ansätze an, die hervorheben, dass im „sinnhafte[n] Aufbau der sozialen Welt“ (Schütz 1932) Prozesse sozialer Ordnungsbildung, des Vollzugs gesellschaftlicher Bedeutung und der Ausprägung persönlichen Sinns unauflöslich miteinander verwoben sind (vgl. Moebius 2009, S. 123ff.; Alkemeyer 2003a, S. 2777ff.). Das Interesse der überwiegenden Zahl der in diesem Band versammelten Beiträge gilt entsprechend dem Ineinander von materialer Sportpraxis und sinnhafter Strukturierung, in dessen Vollzug sich Akteure das „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“ (Geertz 1994, S. 9) der Kultur, in das sie immer schon verstrickt sind, zu eigen machen, auf ihre Weise weiterstricken und damit nicht nur zur Reproduktion, sondern auch zur Veränderung von Vorgefundenem beitragen. Bedeutung und Sinn sind in dieser Sicht keine Zutaten zur Ausführung von Körperbewegungen, sondern sie konstituieren diese überhaupt erst als bedeutungsvolle Sportpraktiken; sie werden im Sport-*Machen* selbst hervorgebracht, reproduziert und transformiert und lassen sich deshalb auch nicht als von der Vollzugspraxis abgelöste, stabile Zeichensysteme analysieren.

Im Zusammenspiel von konkreten Körperbewegungen, organisierenden materialen und symbolischen Ordnungen (genormte Sportflächen, Bewertungssysteme usw.), medial zugeschriebenen Bedeutungen und den vielfältigen Kommunikationen des Alltags bilden Sportereignisse selbst ein kulturelles Genre der Darstellung von ‚Gesellschaft‘ (vgl. Alkemeyer 2003b; Gebauer 1998). Als solche tragen sie beispielsweise, wie das klassische Modell des olympischen Wettkampfsports, zur Popularisierung eines bestimmten Idealbildes der modernen Gesellschaft bei – eines Bildes, das sich wesentlich dadurch auszeichnet, dass gesellschaftliche Positionen nicht länger nach ständischen Prinzipien, sondern im Modus einer fairen Konkurrenz nach Leistungskriterien ermittelt werden, und in dem sich der Wert des (ursprünglich nur männlichen) Individuums am Maßstab der Leistung bemisst, die es im Wettbewerb mit formal ebenbürtigen Gegnern erbringt. Gesellschaftliche Ideale, Einstellungen und Bedeutungsmuster, die eine grundlegende orientierende und regulative Funktion für das Bewusstsein, das Empfinden und Handeln der Gesellschaftsmitglieder haben, jedoch als Vorannahmen überwiegend unbewusst bleiben (vgl. Beck 1997, S. 354), werden so gesehen im Medium des olympischen Sports öffentlich aufgeführt und – im doppelten Sinne von Darstellung und Einübung – *verkörpert*. Sie bleiben keine bloß ideellen Gebilde, sondern erlangen im Medium körperlicher Vollzüge eine eigene Materialität, Evidenz und affektive Energie. Kulturosoziologisch betrachtet handelt es sich bei den Auführungen des Sports somit nicht um bloße Widerspiegelungen einer ob-

ektiv gegebenen gesellschaftlichen Realität, sondern um kulturelle Phänomene, die an der Produktion der sozialen Wirklichkeit, in der Menschen leben und sich einrichten, konstitutiv beteiligt sind, indem sie die Wahrnehmung und Erfahrung der Realität bedingen, strukturieren und orientieren. Die Selbstbeschreibung und das Selbstverständnis der Moderne als einer eigenen Epoche ist unter diesem kultursociologischen Blickwinkel nicht nur der Faktizität sozialstruktureller „Basisprozesse“ (bzw. dem, was dafür gehalten wird) geschuldet, sondern in Verbindung damit auch Wahrnehmungs- und Deutungsprozessen, die sich in den verschiedensten Diskursen, Medien, Praktiken und kulturellen Genres – Literatur, Kunst, Musik, Sport usw. – vollziehen (zur Unterscheidung von Basisprozessen und Wahrnehmung vgl. Dipper 2010).

Der vorliegende Band möchte Sport mithin vornehmlich als einen Phänomenbereich in den Blick bringen, in dem sich körperlich vollzogene Praxis, Bedeutung und Sinn auf besondere Weise durchdringen. Zu diesem Zweck können unterschiedliche Brennweiten der Beobachtung gewählt werden. Aus der ‚Vogelperspektive‘ lassen sich rekonstruktiv beispielsweise die kollektiven, geschichtlich-gesellschaftlichen Praxisformen und Bedeutungsmuster – Wettkampf, Kooperation, Überbietung, Subjektideale (eines kämpferischen männlichen Selbst, eines präventiven Selbst, eines ‚postmodernen‘ experimentellen Selbst usw.) – beobachtbar machen, die in den – massenmedial vermittelten – Körperpraktiken und Bewegungsvollzügen unterschiedlicher Sportarten und Sportmodelle aufgeführt werden. Im mikrologischen Mitvollziehen der ‚Froschperspektiven‘ der Beteiligten kann hingegen in den Blick treten, wie sich die Akteure vorgefundene gesellschaftliche Praxisformen und Bedeutungsmuster in ihrer lokalen Sportpraxis aneignen, wie sie diese ‚eigensinnig‘ ausgestalten, verändern oder auch subversiv unterlaufen. Die lokale Sportpraxis zeigt sich dann auch als ein Ort, an dem sich gesellschaftliche Bedeutungen so in ein subjektiv sinnhaftes Handeln übersetzen, dass dieses wiederum zur Reproduktion und Veränderung jener beiträgt. Im Wechselspiel beider Perspektivierungen werden die Entstehung der sozialen Ordnungen des Sports und die (Selbst-)Bildung der diese Ordnungen vollziehenden, reproduzierenden und transformierenden Subjekte somit weder einseitig auf vor- bzw. übergeordnete soziale oder symbolische Strukturen zurückgeführt, noch ebenso einseitig von einzelnen Akteuren her gedacht, sondern sie erschließen sich über die Vermittlung von kollektiven (Bedeutungs-)Mustern und individuellem Handeln in konkreten Praktiken des Sportmachens.

Dabei erhebt der vorliegende Band allerdings nicht den Anspruch, materialreiche Kulturanalysen dieser Praktiken vorzulegen. Vielmehr möchte

er einen Werkzeugkasten an kulturanalytischen Konzepten und Methoden vorstellen und an die Hand geben, mit deren Hilfe es möglich wird, Sportgeschehen unter unterschiedlichen Blickwinkeln zu beobachten und zu beschreiben. Dieses Anliegen impliziert ein Grundverständnis von Theorien als beobachtungsleitenden Annahmen, die festlegen, was Gegenstand der soziologischen Forschung sein kann und wie empirische Daten erzeugt werden sollen. Theorien sind in diesem Verständnis entscheidend dafür, was überhaupt beobachtbar gemacht und analysiert werden kann (vgl. Scheffer 2002). Sie orientieren die Suche nach empirischen Daten und geben diese unter einem je bestimmten Gesichtspunkt zu sehen. Theorien erfüllen ihren Zweck so gesehen dann, wenn sie Anderes zu sehen geben als das, was bereits durch die *folk theories* alltäglicher ‚Spontansoziologien‘ hindurch wahrnehmbar ist, wenn sie also das „konventionell Selbstverständliche zum Problem“ (Weber 1973, S. 266, zit. nach Kalthoff 2008, S. 16) werden lassen und Bekanntem bislang nicht Erkanntes zu entlocken in der Lage sind (vgl. Amann/Hirschauer 1997; Hirschauer 2010). Der Empirie kommt in diesem Verständnis nicht die Funktion zu, die jeweils angelegte Theorie zu verifizieren oder zu falsifizieren. Vielmehr soll sie ihrerseits die Theoriebildung informieren, also etwa eine Umformulierung, Neujustierung oder auch ein Verwerfen von Konzepten anleiten, die sich im Forschungsprozess als wenig gegenstandsangemessen und in diesem Sinne als ungeeignet erwiesen haben. Forschungsmethoden haben in dieser Konstellation einer „theoretischen Empirie“ (Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008) die Aufgabe, „theoretische Annahmen über die soziale Welt [...], die sie theoretisch-empirisch beobachten“, umzusetzen und die Ergebnisse zu reflektieren, „die im Lichte dieser theoretischen Annahmen Sinn ergeben oder auch irritieren können“ (Kalthoff 2008, S. 12). Bei den in diesem Band thematisierten Methoden handelt es sich durchgängig um qualitative Vorgehensweisen, geht es doch kulturanalytisch zuvörderst um die Rekonstruktion und das Verstehen von Bedeutungsgeweben und Sinngefügen, denen allein mit interpretativen, hermeneutischen, ethnografischen oder diskursanalytischen Analysemitteln beizukommen ist (vgl. u.a. Strübing 2013).

Da diese Bedeutungsgewebe in den von uns favorisierten Sichtweisen jüngerer Ansätze der Kulturanalyse maßgeblich in Praktiken hergestellt, angeeignet, reproduziert und transformiert werden (vgl. u.a. Reckwitz 2003), nehmen in diesem Band solche Zugänge einen vergleichsweise großen Raum ein, die unter Berücksichtigung historischer Dimensionen die Verquickung von Praxis, Bedeutung und Sinn zentral stellen. Sie fokussieren die *Materialität*, *Performativität* und *Interaktivität* der Sportpraxis (Kapitel 1: Alkemeyer, Schürmann, Klein, Streeck), ihre *Körperlichkeit*, *Leiblich-*

*keit* und *Emotionalität* (Kapitel 2: Stieglitz, Hockey, Meyer, Gugutzer, Ismer), ihre *Technizität*, *Medialität* und *Räumlichkeit* (Kapitel 3: Göbel, Strübing, Brümmer, Woermann/Kirschner, Schäfer), schließlich ihre *politischen*, *normativen* und *normalisierenden*, *ein-* und *ausschließenden Dimensionen* (Kapitel 4: Butterworth, Degele, Janetzko). Alle Beiträge sind vergleichbar aufgebaut. Sie verleihen einer zunächst dargestellten theoretisch-konzeptionellen Perspektive anhand empirischer Fälle eine konkrete, greifbare Kontur. Die Fälle sollen zumindest andeuten, welcher Erkenntnisgewinn mittels des jeweiligen theoretisch-konzeptionellen Instrumentariums errungen werden kann. In Verbindung mit den empirischen Fällen werden methodologische Konsequenzen für eine kulturwissenschaftliche Analyse des Sports dargelegt. Ausblickend wird skizziert, wie aus der empirischen Untersuchung eines bestimmten Phänomens aus dem weiten Feld des Sports wiederum zur Schärfung, Präzisierung und Detailierung des eingesetzten kulturwissenschaftlichen Analyseinstrumentariums beigetragen werden kann. Den Abschluss bilden kommentierte Literaturempfehlungen für ein weiteres Selbststudium. Zu Beginn eines jeden Großkapitels erläutert eine kurze Einführung den inhaltlichen Zusammenhang der einzelnen Beiträge.

Jenseits ihrer Gemeinsamkeiten zeigen die Beiträge teils erhebliche Unterschiede. Sie betreffen neben der Feingliederung vor allem den Umgang mit den empirischen Fällen und den Schreibstil. Diese Unterschiede repräsentieren für uns jedoch nicht etwa einen Mangel an Einheitlichkeit, sondern sind Ausdruck eines unauflösbaren Zusammenhangs zwischen theoretischer Ausrichtung, Methoden, Forschungshaltungen und „Denkstilen“ (Fleck 1980), die wiederum in der Verschiedenheit von Wissens- und Wissenschaftskulturen gründen. Die Unterschiede dokumentieren, dass auch wissenschaftliches Schreiben keine Tätigkeit ist, in der ein vom Schreiben und vom Schreibstil unabhängiges Wissen festgehalten und vermittelt wird. Vielmehr geben sie auch das Schreiben als eine Praxis zu erkennen, in der sich Wissen und Erkenntnis für ein Publikum zuallererst formieren und Gestalt annehmen. Sie legen, mit anderen Worten, Zeugnis davon ab, dass Wissens- und Erkenntnisinhalte konstitutiv immer auch durch den jeweiligen Schreib- und Argumentationsstil bedingt sind, insofern sie den Lesenden eine bestimmte Haltung und Einstellung zum beschriebenen Gegenstand nahelegen. Damit nehmen wir ernst, dass wissenschaftliches Schreiben – wie andere mediale Darstellungsweisen – eine Sinn und Wissen stiftende kulturelle Praxis ist, die die Wahrnehmung nicht nur der Autor\*innen, sondern auch der Lesenden orientiert. Eben diesen Zusammenhang zwischen Theorie, Methode, Forschungshaltung, Schreib- und Wahrnehmungsstil wollten wir bewahren und dokumentieren.

*Literaturverzeichnis*

- Alkemeyer, Thomas (2003a): Semiotische Aspekte der Soziologie: Soziosemiotik. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas A. (Hrsg.): *Semiotik, Semiotics. Ein Handbuch zu den Zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 2757–2846.
- Alkemeyer, Thomas (2003b): Verkörperungen. Über die Aufführung gesellschaftlicher Selbst- und Weltbilder im Sport. In: Wirkus, Bernd (Hrsg.): *Fiktion und Imaginäres in Kunst, Kultur und Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 189–217.
- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–52.
- Beck, Stefan (1997): Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin: Akademie Verlag.
- Bröckling, Ulrich (2014): Wettkampf und Wettbewerb. Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie. In: *Leviathan*, Sonderband 29, S. 71–81.
- Dipper, Christoph (2010): Moderne. Version: 1.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 25.08.2010, [http://docupedia.de/zg/dipper\\_moderne\\_v1\\_de\\_2010](http://docupedia.de/zg/dipper_moderne_v1_de_2010), DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.318.v1>, letzter Zugriff am 10.09.2020.
- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fikus, Monika/Schürmann, Volker (Hrsg.) (2004): *Die Sprache der Bewegung. Sportwissenschaft als Kulturwissenschaft*. Bielefeld: transcript.
- Gebauer, Gunter (1998): Sport - die dargestellte Gesellschaft. In: *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* 1, S. 223–240.
- Gebauer, Gunter/Alkemeyer, Thomas/Boschert, Bernhard/Flick, Uwe/Schmidt, Robert (2004): *Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Geertz, Clifford (1994): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. 4. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan (2010): Die Exotisierung des Eigenen. Kultursoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.): *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*. Wiesbaden: VS, S. 207–225.
- Kalthoff, Herbert (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Die Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 8–38.
- Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.) (2008): *Theoretische Empirie. Die Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kaschuba, Wolfgang (1989): Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur Versportlichung der Alltagskultur. In: *Sportwissenschaft* 19/2, S. 154–171.

- Moebius, Stephan (2009): Kultur. Einführung in die Kulturosoziologie. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32, H. 4, S. 282–301.
- Scheffer, Thomas (2002): Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode – Von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung. In: Schaeffer, Doris/Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Forschung in den Gesundheits- und Pflegewissenschaften, Bern: Huber, S. 351–374.
- Schmidt, Robert (2002): Pop – Sport – Kultur. Praxisformen körperlicher Aufführungen. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Wien: Julius Springer.
- Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München: Oldenbourg.
- Weber, Max (1973): Der Sinn der 'Wertfreiheit' der Sozialwissenschaften. In: Ders.: Soziologie: Universalgeschichtliche Analysen, Politik (5. Auflage, mit einer Einleitung von Eduard Baumgarten, hrsg. und erläutert von Johannes Winkelmann). Stuttgart: Alfred Kröner.





# 1. Praxis/Diskurs, Performance/Performativität, Interaktion

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit drei grundlegenden Begriffen bzw. Begriffspaaren kultursoziologischer Forschung: Praxis/Diskurs, Performativität/Performance und Interaktion. Es erläutert und veranschaulicht an konkreten Beispielen die Erkenntnismöglichkeiten, die diese Begriffe für die Kulturanalyse von Praktiken, Inszenierungen und Aufführungen des Sports eröffnen, und behandelt ihre methodologischen Implikationen.

Der Beitrag von *Thomas Alkemeyer* skizziert das Grundvokabular neuer soziologischer Praxistheorien. Eine dieses Vokabular nutzende Sportforschung richtet das Augenmerk darauf, wie Sportpraktiken im Zusammenspiel von Menschen und nicht-menschlichen ‚Mitspielern‘ – Sportarchitekturen, Sportgeräten, technischen Aufzeichnungsapparaturen usw. – konkret gemacht werden. Betrachtet wird in diesem Zusammenhang auch der Beitrag von (massen-)medialen Diskursen, Darstellungen und Inszenierungen an der Herstellung eigener, unterscheidbarer Sport-Wirklichkeiten. Zudem gilt die Aufmerksamkeit der Frage, wie sich in diesen Wirklichkeiten sport(art)spezifische Sportkörper und Sportsubjekte ausformen und selbst bilden.

Der praxisphilosophische Beitrag von *Volker Schürmann* widmet sich der Frage nach der Materialität kultureller Praktiken und damit einem Kernproblem kulturtheoretischer Praxisforschung. Aus der Sicht dieses Ansatzes sind Praktiken keineswegs nur physikalisch zu beschreibende Bewegungssysteme, sondern bedeutungsvolle Vollzüge: Mit einem entsprechenden Wissen verstehen wir diese Bewegungssequenz als Sprint und jene als eine Turnübung; und wir unterscheiden selbst dann zwischen einer Trainings- und einer Wettkampfbewegung, wenn beide Bewegungen (nahezu) identisch aussehen. Die Materialität einer Sport-Praktik lässt sich somit nicht losgelöst von dem Bedeutungsraum analysieren, in dem sie als genau *diese* Praktik zuallererst in Erscheinung tritt.

*Gabriele Klein* nimmt Sport im dritten Beitrag unter einer performance- und einer performativitätstheoretischen Perspektive in den Blick. Sie erläutert zunächst beide Konzepte in ihrer diskursgeschichtlichen Entstehung und arbeitet ihre wissenschaftstheoretischen Unterschiede heraus, um auf dieser Folie – vornehmlich am Beispiel des Fußballsports – den erkenntnistheoretischen Ertrag zur Diskussion zu stellen, den diese Konzepte für

sport-, bewegungs- und körpersoziologische Forschungen haben: Sie bringen sowohl den Ereignis- und Aufführungscharakter als auch die Wirklichkeitskonstituierende Kraft körperlich vollzogener Akte in den Blick, die sich im modernen Sport zudem mit digitalen (Bild-)Techniken koppeln.

Der das erste Kapitel beschließende Beitrag von *Jürgen Streeck* behandelt Sport und Tanz als Spielarten ritualisierter, formalisierter Interaktion mit sozialisatorischer Funktion. Streecks Interesse gilt insbesondere den Übergängen zwischen alltäglichen und sportlichen Modi körperlichen Interagierens. Damit richtet er den Blick auf die mimetischen Beziehungen zwischen ‚primären‘ Alltagswirklichkeiten und ‚sekundären‘ Welten des Spiels, des Tanzes und des Sports. An empirischen Beispielen wird der Gewinn einer interaktionstheoretischen Beschreibungssprache und eines videogestützten mikroethnografischen Vorgehens, das noch minimalste kommunikative Modalitäten (Sprache, Blickverhalten, Gestik usw.) sichtbar macht, für die Kulturanalyse des Sports deutlich.

# Praxis (und Diskurs)<sup>1</sup>

*Thomas Alkemeyer*

**Schlagworte:** Praxis/Praktiken, Diskurs, Körper, Materialität, Subjektivierung

## **Abstract**

Der Beitrag gibt einen Einblick in das Programm einer praxeologischen Kulturanalyse des Sports. Er beleuchtet die spezifische, gegen den Mentalismus konkurrierender Theorien gerichtete Forschungshaltung, die Leitideen, die zentralen Problemstellungen sowie die wichtigsten Begriffe und Verfahren dieses Analyseprogramms und plausibilisiert an Beispielen seine Ergiebigkeit für empirische Untersuchungen. Er stellt die Relevanz der beteiligten Körper und Dinge (Sportgeräte usw.), eines relationalen praktischen Wissens sowie Bedeutungsräume schaffender Diskurse für die Vollzüge und die Anziehungskraft sportlicher Praktiken heraus, interessiert sich für die sozialdistinktiven (unterscheidenden) und subjektivierenden Wirkungen der kulturellen Ordnungen des Sports und skizziert abschließend einige Desiderate praxeologischer Sportforschung.

## *Praxistheoretische Grundannahmen und Forschungsdimensionen*

Seit der Jahrtausendwende erfreut sich praxistheoretisches Vokabular wachsender Beliebtheit in den Gesellschafts-, Kultur- und Erziehungswissenschaften. Die zugkräftig als *Practice Turn* (Knorr-Cetina/Schatzki/von Savigny 2001) bezeichnete transdisziplinäre Hinwendung zur Praxis zeigt sich zentral in der Praxeologie Pierre Bourdieus (1979) und der Strukturationstheorie von Anthony Giddens (1997); daneben werden u.a. auch die Arbeiten von Charles Taylor, Theodore R. Schatzki, Harold Garfinkel, Michel Foucault, Judith Butler und Bruno Latour zum praxeologischen Paradigma gezählt (vgl. Hillebrandt 2014; Nicolini 2012; Reckwitz 2003; Schäfer 2016; Schmidt 2012).

Die gemeinsame Stoßrichtung dieser heterogenen Ansätze lässt sich zuvörderst negativ beschreiben: Sie wenden sich gegen mentalistische Traditionen, die das menschliche Handeln entweder – wie soziologische Handlungstheorien – auf die Motive und intentionalen Sinnzuschreibungen in-

---

1 Ich danke Kristina Brümmer, Alexandra Janetzko und Andrea Querfurt für ihre wertvollen Hinweise.

dividueller Akteure oder aber – wie strukturalistische Theorien – auf über-subjektive Differenzsysteme, Regeln und Codes zurückführen. Trotz gravierender Unterschiede weisen beide Traditionen eine Gemeinsamkeit auf: Mit subjektiven Beweggründen einerseits und objektiven Strukturen andererseits unterstellen sie unter den Oberflächen der sichtbaren Wirklichkeit wirkende ideelle Kräfte. Praxistheorien wenden sich hingegen den ‚Oberflächen‘ zu: Sie richten ihr Forschungsinteresse auf die Vielfalt und Alltäglichkeit des sinnhaften Tuns lebendiger Menschen in konkreten materiellen Umgebungen (vgl. Schäfer 2019, S. 110) und machen beobachtbar, wie soziale Ordnungen im praktischen Wechselspiel von Menschen, natürlichen Dingen (Luft, Wasser, Gelände usw.) und Artefakten (Architekturen, Werkzeuge, Sprache usw.) verkörpert, erzeugt, aufrechterhalten und verändert werden. Damit wird die Bedeutung geistiger Prozesse für das soziale Leben nicht negiert, jedoch erlangen diese einen anderen Status: Sie werden als Phänomene untersucht, die in der Praxis entstehen und durch die Praxis bedingt sind anstatt ihr voranzugehen, und verlieren damit die Universalität, die ihnen in mentalistischen Ansätzen zugesprochen wird. Praxisforschung zeigt sie stattdessen in ihrer zeitlich und räumlich gebundenen Partikularität.

## Praxis und Praktiken

Über unterschiedliche Praxistheorien hinweg bezeichnet *Praxis* den konkreten körperlichen Vollzug sozialer und somit stets sinnhaft strukturierter Phänomene (vgl. Hirschauer 2016, S. 46) wie Autofahren, Unterrichten oder Tennisspielen. In der Verrichtung aller möglichen Tätigkeiten gehen Menschen, Räume und Dinge Beziehungen miteinander ein: Auto und Fahrer\*in verbinden sich im Straßenverkehr zu einer Fortbewegungseinheit; Mitglieder der Institution Schule positionieren sich in der Raumordnung des Klassenzimmers als Lehrende und Lernende; Körper und Tennisschläger verbinden sich beim Tennisspielen zu hybriden Handlungseinheiten, die sich in der sozialen Form des Wettkampfes aufeinander beziehen usw. Etwas unter dem Blickwinkel der *Praxis* zu beobachten, heißt demzufolge, zu rekonstruieren, *wie* sich menschliche und nicht-menschliche „Partizipanden“ (Hirschauer 2004) in einer Tätigkeit aufeinander beziehen, wie aus diesen Beziehungen soziale Ordnung entsteht und welche Ressourcen (Wissen, Können, Gebrauchsgewährleistungen usw.) Menschen, Körper und Dinge in das zwischen ihnen entstehende Beziehungsgeflecht einbringen.

Praxis findet, mit Marx (1852) gesprochen, „nicht unter selbstgewählten; sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ statt. Autofahren, Schulunterricht-Machen oder Tennisspielen sind als Praxisformate bereits in der Welt, bevor konkrete Menschen sie auf ihre Weise vollziehen. In der neueren Praxistheorie werden diese vorgefundenen Formate als *Praktiken* bezeichnet. Sie bilden Schauplätze, auf denen sich für sich genommen bedeutungslose sprachliche (*sayings*) und nicht sprachliche Tätigkeiten (*doings*) (vgl. Schatzki 2002) regelmäßig so aufeinander beziehen, dass sie als Beiträge zu eben diesem ‚Format‘ verständlich und (an-)erkennbar – intelligibel – werden. So erlangt z.B. das Gehen als eine elementare Fortbewegungsform erst im Kontext unterschiedlicher Praktiken (Shopping, Gartenarbeit, Spazieren gehen, Gehen als Sportart usw.) eine bestimmte Bedeutung oder wird das Schlagen eines Balles mit einem entsprechenden Schläger erst auf der Bühne des Tennisspiels als ein Beitrag zu diesem Spiel begreiflich. Entsprechend zeigt sich ein menschlicher Körper erst in diesem Spiel als der Körper eines Tennisspielers, dessen Verhalten von anderen Beteiligten an den expliziten und impliziten Normen des Spiels als gelungen oder misslungen, elegant oder hölzern usw. beurteilt wird: Die Praktik gibt den einzelnen Tätigkeiten eine Richtung; sie organisiert ihren Zusammenhang und stellt die Wahrnehmungen, Erledigungsbereitschaften, Motive und Affekte der beteiligten Menschen auf ihre interne Sinnstruktur, ihre Ziele und Zwecke – ihre „teleoaffektive Struktur“ (ebd., S. 80ff.) – ein. Je nachdem, ob man eine Praktik wie das Tennisspielen unter dem Blickwinkel der *Praxis* oder aber unter dem Blickwinkel der *Praktik* beobachtet, werden andere Aspekte beobachtbar: das eine Mal die Unsicherheit über den Ausgang einer jeden einzelnen Aktion, das andere Mal deren Vorgestaltung (Präfiguration) durch die teleoaffektive Struktur einer Praktik. Dabei hängt es vom Erkenntnisinteresse ab, welche Praxiseinheiten jeweils als eine Praktik beobachtet werden, z.B. ein Aufschlag im Tennisspiel, ein identifizierbarer Spielzug oder ein gesamtes Spiel.

## Praktisches Wissen

Geübte Praktiker\*innen brauchen zumeist nicht (mehr) darüber nachzudenken, was in einer Situation zu tun ist, um praktik- bzw. spielgemäß zu agieren. Sie verfahren vielmehr quasi intuitiv – ‚quasi‘ deshalb, weil es sich nicht um eine angeborene, sondern um eine erlernte Intuition handelt. Befragt man Praktiker\*innen im Nachhinein, warum sie in dieser Situation genau *dies* auf *diese* Weise getan haben, fehlen ihnen fast immer die Worte.

Wir kennen dies aus dem Alltag: Wenn man etwas tut, kann man meist nicht sagen, wie man es macht, aber es gelingt häufig dennoch – oder gerade deswegen. Wie ließe sich beispielsweise sprachlich so präzise erläutern, wie man sich einen Schuh zubindet, dass jemand, der das noch nie getan hat, dazu anschließend selbst in der Lage ist? Das Schuhbinden muss gezeigt und es muss selbst ausprobiert werden, um es allmählich zu beherrschen. Mit komplexeren Tätigkeiten verhält es sich erst recht so.

Wenn eine Tätigkeit gezeigt werden muss, weil sie sich sprachlich nicht hinreichend vermitteln lässt, heißt dies, dass sich das nötige Wissen nicht von ihrem Vollzug ablösen lässt. Es steckt vielmehr *im* Tun und wird deshalb in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie als ein implizites, stilles oder prozedurales Wissen – als *knowing how* – im Unterschied zu einem expliziten, deklarativen Wissen *über* Sachverhalte – einem *knowing that* – bezeichnet, das in der Regel sprachlich wiedergegeben werden kann (vgl. Polanyi 1985; Ryle 1969). In Psychologie, Erziehungswissenschaft und soziologischen Handlungstheorien wird implizites Wissen überwiegend als eine personengebundene Fertigkeit bestimmt. Praxistheoretische Forschung interessiert sich hingegen für seine Entfaltung in den interaktiven, interkorporalen (zwischenleiblichen) und interobjektiven (zwischen menschlichen Subjekten und dinghaften Objekten sich vollziehenden) Bezugnahmen der Praxis. So tritt die Fertigkeit des Schnürsenkel-Bindens nur in der Beziehung zwischen den Händen eines Menschen und dem Schnürsenkel zutage, oder bedarf die Fertigkeit des Jonglierens eines Balles mit dem Fuß eines entsprechenden Objekts, um ‚abgerufen‘ werden zu können. Damit ist zugleich gesagt, dass die Interaktionspartner – Hände und Schnürsenkel, Fuß und Ball – nicht als unbeschriebene Blätter in die Praxis eintreten, sondern bereits Eigenschaften einbringen, ohne die keine Könnensbeziehung zwischen ihnen zustande käme: Sie müssen füreinander *disponiert* sein; das Objekt muss einen Gebrauch anbieten, und der\*die Praktiker\*in muss dafür empfänglich und zu befähigen sein, sich von diesem Angebot auch (kognitiv, affektiv, motorisch) ansprechen zu lassen und es aufzugreifen. Dispositionen lassen sich praxeologisch somit als Anordnungen, Veranlagungen oder Neigungen begreifen (vgl. Suderland 2014), die sich in der Praxis einer Praktik zu spezifischen „Gegenstandsbedeutungen“ (Holzkamp 1993, S. 282), Bereitschaften, Handlungs- und Verwendungsweisen ausformen.

Ein implizites Praxiswissen wird im Mitspielen, Üben und Trainieren erworben und zunehmend verfeinert – als Gespür für die Materialeigenschaften der handlungsrelevanten Objekte, für die Angemessenheit einer Bewegungsausführung, für die Effizienz eines Krafteinsatzes, aber auch als ein „sozialer Sinn“ (Bourdieu 1987) für die Körperstellungen, Bewegungen

und Gesten der Mit- und Gegenspieler\*innen, um aus ihnen ‚lesen‘ und das eigene Agieren augenblicklich darauf einstellen zu können. Ein solches quasi intuitives Lesen und Verstehen der „leiblichen Kundgaben“ (Goffman 1974, S. 32ff.) des Körpers ist deshalb möglich, weil seine Bewegungen und Ausdrücke niemals vollkommen individuell, sondern stets kulturell kodiert, sozialisatorisch geprägt und in der Praxis in eine der jeweiligen Praktik angemessene überindividuelle Form gebracht werden.

## Körper

Der *Practice Turn* vollzieht eine Absetzbewegung von der im neuzeitlichen Denken verwurzelten Auffassung, menschliches Handeln sei auf die geistigen Kapazitäten souveräner, ungebundener Subjekte zurückführen, und wendet sich stattdessen der materiellen Bedingtheit allen Handelns und Denkens zu. Er ist insofern auch ein *Material* und ein *Body Turn* (Gugutzer 2006; Kalthoff/Cress/Röhl 2016). Praxistheoretisch werden alle – auch vermeintlich rein geistige Tätigkeiten wie das Führen eines mathematischen Beweises – unter dem Aspekt beobachtet, wie sie in bestimmten materialen Bedingungen körperlich vollzogen und erlernt werden.

Im Sport ist die materiale Bedingtheit des Handelns besonders deutlich: durch Sportanlagen, Sportgeräte und Sportbekleidung, durch die raumzeitlichen Positionierungen der wettkämpfenden Körper zueinander, ihren (Trainings-)Zustand, das Klima usw. Menschliche Körper ermüden, altern und erkranken; sie sind schwerfällig und widersetzen sich der Realisierung idealer Bewegungsmuster; weil sie Platz einnehmen und somit nicht zwei Körper zur selben Zeit am selben Ort sein können, können sie sich einander in den Weg stellen usw. All dies wird schon in klassischen Theorien des Handelns thematisiert, die den Körper wechselweise als Instrument oder als Hindernis für ein geistig intendiertes Handeln betrachten (vgl. Brümmer 2015, S. 19ff.). Praxistheorie geht jedoch über dieses handlungstheoretische Körperverständnis hinaus, indem sie die Zweiteilung von planendem Geist und ausführendem Körper umgeht und Körpern eine eigene *Agency* (Handlungsmacht) und Intelligenz zuerkennt: Für sie sind in Praktiken involvierte und agierende menschliche Körper Partizipanden, die dazu befähigt werden können, augenblicklich – ohne zeitraubenden Umweg über ein reflektierendes Bewusstsein – adäquate Antworten auf fortlaufend sich verändernde Handlungsbedingungen zu finden und inadäquate Bewegungsausführungen noch im Vollzug zu korrigieren.

Mit dem Geist und dem Denken verlieren so auch der Körper und das Handeln ihre Selbstverständlichkeit und Universalität. Das praxeologische Interesse gilt nicht dem *einen* kontinuierlichen Körper als dem vermeintlich natürlichen Garanten des individuellen Lebenszusammenhangs, sondern kontextbedingten *Verkörperungen* im Sinne historischer, feld-, praktik- und situationsspezifischer Ausformungen menschlicher Körperlichkeit. Letztlich operieren praxeologische Untersuchungen *analytisch* mit zwei Konzepten des Körpers: einem ersten Körper im Sinne eines noch undefinierten „organische[n] Substrat[s]“ (Reckwitz 2006, S. 40), das zu höchst verschiedenen Formen und Weisen des Sich-Bewegens, Wahrnehmens, Fühlens und Spürens befähigt werden kann. Und einem zweiten, partikularen „Vollzugskörper“<sup>2</sup>, dessen Repertoire an motorischen, perzeptiven, affektiven und kinästhetischen Vermögen so auf eine Praktik bzw. ein Spiel eingestellt wird und sich auch selbst in die Form dieses Spiels bringt, dass er darin – z.B. als ein Körper des Tennisspielens – im Sinne des Spiels geregelt, berechenbar und vernünftig agieren kann.

Methodologisch lassen sich in empirischen Analysen der Verfertigung und des Entstehens von Vollzugskörpern mittels der Unterscheidung von *Praktiken* und *Praxis* unterschiedliche Akzente setzen und aufeinander beziehen: Zielt die Praktiken-Perspektive primär auf die Formung und ‚Abrichtung‘ des ‚Körpers ein‘ in den Strukturen von Praktiken, so richtet die Praxis-Perspektive den Blick hingegen auf die Prozesse seiner Selbstbildung, Selbstorganisation und Selbststeuerung im unsicheren Interaktionsgeschehen der Praxis. Während die Selbstorganisation des Handelns in – z.B. in der Sportpsychologie tonangebenden – Handlungsregulationstheorien auf im Innern des Subjekts erbrachte Bewusstseinsleistungen zurückgeführt wird (vgl. Brümmer 2015, S. 19ff.), beobachten sie Praxistheorien als die Eigenleistung eines Vollzugskörpers. Zu diesem Zweck greifen neuere praxistheoretische Ansätze zunehmend auf den phänomenologischen Leibbegriff zurück (vgl. Lindemann 2017). Er erlaubt es, detailliert zu beschreiben, wie sich die Bewegungen einzelner Körperteile im Medium eines reflexiven Spürens und Bewegungsempfindens (*Kinästhesie*) unbewusst auf fortlaufend sich verändernde Handlungsbedingungen einstellen und der Vollzugskörper so eine stets prekäre dynamische Einheit und „Mitspielfähigkeit“ (Brümmer 2015) aufrechterhält (vgl. Alkemeyer 2017).<sup>3</sup>

---

2 Alkemeyer/Michaeler (2013) im Rekurs auf Gebauers (2009, S. 98ff.) Konzept des „Umgangskörpers“.

3 Vgl. Gugutzer, Hockey und Meyer in diesem Band.



Dies gelingt nur, wenn sich zusammen mit der Motorik auch die leiblichen Sinne auf die zu vollziehende Praktik einstellen. Die Voraussetzung dafür sind jahrelange Sozialisation, Übung und Training. Wie tiefgreifend ein entsprechend ‚erzogener‘ Vollzugskörper von den funktionalen und normativen Anforderungen einer Praktik durchdrungen wird, zeigt das Agieren eines Handballtorwarts: Ein nicht auf die Praktik des Torhütens eingestellter Körper würde sich in Erwartung der harten Lederkugel reflexhaft wegduckern, anstatt ebenso reflexhaft möglichst viel Trefferfläche zu bieten. Torhüter\*innen müssen sich die teleoaffektive Struktur des Torhütens so nachhaltig als ihr eigenes Motiv einverleiben, dass sie nicht einmal den Schmerz spüren, wenn sie einen Ball ins Gesicht bekommen (vgl. Schäfer/Alkemeyer 2018). Augenscheinlich erfordert das Torhüten eine ganz andere Motorik und ein völlig anderes Empfinden als etwa das Tennis- oder das Fußballspielen, ganz zu schweigen vom Klavierspielen oder dem Lesen eines Buches. Was phänomenologisch als Leib bezeichnet wird, ist unter einem praxeologischen Blickwinkel somit eine, durch die teleoaffektive Struktur einer Praktik vermittelte, sinnlich-spürende „Reflexivität im Vollzug“ (Meyer-Drawe 1987, S. 146), die ein kompetentes bzw. als kompetent anerkanntes Mitspielen bedingen kann. Dies gilt nicht nur für individuelle, sondern auch für kollektive Vollzugskörper wie Jazzensembles (vgl. C. Müller 2018), Akrobatikgruppen (vgl. Brümmer 2015) oder Sportmannschaften und Mannschaftsteile (vgl. Michaeler 2018).

Vollzugskörper sind keine von der Umwelt abgetrennten, geschlossenen Systeme. Sie integrieren vielmehr die praktikrelevanten „Umgangsqualitäten“ (Gehlen 1976, S. 170) der mitwirkenden Dinge (Spielfeldmarkierungen; Gewicht, Materialstruktur, Trockenheit/Feuchtigkeit der Sportgeräte usw.) ebenso in ihren praktischen Spürsinn wie im Spiel sich eröffnende „Situationspotenziale“ (Jullien 1999, S. 32). Denn nur, wenn sie in einer gegebenen Spielstellung die kommende, in ihr bereits enthaltene, antizipieren, können sie augenblicklich auf Überraschungen reagieren (vgl. Bourdieu 2001, S. 165ff.). Dies funktioniert beileibe nicht immer reibungslos: Zumal in den unsicheren Interaktionen sportlicher Wettkämpfe bleibt der menschliche Organismus auch bei noch so viel Übung ein verletzlicher, unsicherer und eigensinniger ‚Kandidat‘ (vgl. Alkemeyer 2019).

## Dinge und Artefakte

Praktiken vollziehen sich im lokalen Zusammenspiel von Menschen und Dingen. Ein Tennisspiel ohne Spielfeld, Netz, Tennisbälle und Tennisschläger wäre keines, ein klassisches Konzert käme ohne Musikinstrumen-

te nicht zustande, Schulunterricht gäbe es nicht ohne Schulgebäude, Klassenzimmer und Schultensilien. Praxistheoretisch werden alle diese Dinge hauptsächlich als Haltepunkte und Geländer beobachtet, auf die sich das Handeln stützen und an denen sich Interaktionen entlang hangeln können (vgl. Hirschauer 2016, S. 51). Auch dann, wenn sie keinen bestimmten Umgang erzwingen, disponieren sie doch das Handeln, indem sie Gebrauchsmöglichkeiten kommunizieren, zu einem bestimmten Umgang auffordern und zu spezifischen Körperhaltungen und Bewegungen befähigen, während sie andere Verhaltensweisen – ähnlich „wie eng geschnittene Kleidungsstücke“ (ebd., S. 52) – hemmen. So bietet sich ein Tennisschläger einem entsprechend disponierten Körpergedächtnis eher zum Schlagen eines Balles als zum Einschlagen eines Nagels an, eignet sich ein Fußball nur bedingt als ein bequemes Sitzmöbel, und lädt ein Sessel mehr zum Sitzen als zu seiner Nutzung als Trampolin ein, es sei denn, der begegnende Körper ist (noch) nicht entsprechend ‚abgerichtet‘. Genauso aber, wie ein noch unspezifizierter ‚Körper eins‘ erst in einem Tennisspiel als ein Vollzugkörper des Tennisspielens in Erscheinung tritt, erlangen auch Gegenstände erst in ihrem Gebrauch eine bestimmte Bedeutung. So lässt sich ein Stuhl situationsbedingt durchaus auch als Aufstiegshilfe benutzen, oder kann die Eckfahne eines Fußballplatzes als Utensil für eine Triumphgeste zweckentfremdet werden.

Praxeologisch gesehen verfügen die Dinge mithin über eine eigene „Koaktivität“ (ebd.): Sie „bieten den Händen, Füßen und Sinnen spezifische Widerstände, Stützpunkte und Anknüpfungsmöglichkeiten“ (ebd.), sie „motivieren und reagieren“ (ebd., S. 53), aber sie können anders als Menschen (noch?) nichts erwarten und *sinnvoll* erwidern.

## Subjektivierung

Im Unterschied zu Handlungstheorien begreifen Praxistheorien Menschen nicht als autonome, dem Handeln vorausgesetzte Zentren der Initiative und der Handlungsplanung, sondern interessieren sich dafür, wie sie erst *in* der Praxis zu Subjekten werden, die Intentionen, Pläne, Identitäten, Denk- und Handlungsweisen ausbilden. Praxistheorien rücken das Subjekt somit aus dem Zentrum und untersuchen stattdessen die Prozesse, in denen Menschen zu Subjekten gemacht werden und sich selbst zu Subjekten machen. Im Anschluss an Louis Althusser, Michel Foucault und Judith Butler bezeichnen Praxistheoretiker\*innen diese Prozesse als Subjektivierung oder Subjektivation (vgl. Reckwitz 2006). Beide Begriffe machen sich die Doppeldeutigkeit des lateinischen *subiectum* zunutze: Das *subiectum* ist

ein sowohl autonom agierendes als auch unterworfenen Wesen. Entsprechend bezeichnet ‚Subjekt‘ eine Instanz, die ihre Selbstständigkeit erst in der Unterwerfung unter bzw. Anpassung an vorgefundene Strukturen gewinnt. Autonomie, Freiheit und Handlungsfähigkeit sind damit konstitutiv bedingte Größen. So setzen gesellschaftliche Verhältnisse oder soziale Felder, in denen ein klarer Antagonismus von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ herrscht, voraus, dass die in diesen Verhältnissen bzw. Feldern agierenden Individuen auch so auftreten, wie es die hegemonialen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit verlangen. Wer sich der binären Geschlechterordnung nicht fügt, dem wird unter diesen Umständen leicht der Status als ein zurechnungsfähiges Subjekt abgesprochen. Das Sich-in-die-Verhältnisse-Fügen ist die Bedingung für die Zuschreibung und Anerkennung einer Mitspielkompetenz, die es in der Folge durchaus auch gestatten kann, sich aufmüpfig oder kritisch zu den Bedingungen der eigenen Subjektivierung als ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ zu verhalten. Das Konzept der Subjektivierung fokussiert somit ausdrücklich die *normative* und *politische* Dimension des Erlangens von Mitspielfähigkeit, die im gängigen Begriff der Partizipation vernachlässigt wird. Jedes soziale Feld sieht eigene normative Anerkennungsordnungen vor: die Schule, das Büro, der Sport mit seinen sport(art)spezifischen Moral-, Kleidungs- und Verhaltenskodizes usw. Vor allem für den organisierten Wettkampfsport ist die Anerkennung als ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ eine entscheidende Teilnahmevoraussetzung – mit folgenschweren Konsequenzen besonders für intersexuelle Athlet\*innen, die sich der Zweigeschlechterordnung entziehen (vgl. Krämer 2020; M. Müller 2006; M. Müller 2017).

Subjektivierungen vollziehen sich in der Vielfalt sozialer Praktiken. Hier werden Menschen unter der Mitwirkung anderer Partizipanden geformt und formen sich selbst – im Sport beispielsweise durch (Selbst-)Techniken der Übung, des Trainings, der Ernährung oder der Selbstvermessung.<sup>4</sup> Das grundlegende Medium dieser Formungsprozesse, in deren Vollzug Menschen eine anerkennbare Form, Mitspielkompetenz und Identität<sup>5</sup> gewinnen, ist der Körper. Er nimmt in der Praxis nicht nur eine bestimmte Gestalt an und bildet spezifische Dispositionen aus, sondern fungiert auch als eine Anzeigefläche (vgl. Goffman 1974), die von den Anderen gelesen und am Maßstab jeweils relevanter bzw. als relevant auf-

---

4 Vgl. Strübing in diesem Band.

5 Kontext- und situationsübergreifende subjektive Selbstverhältnisse und Identitäten bilden sich zwischen Praktiken aus. Wie dies geschieht, wäre Gegenstand eines eigenen Beitrags.

gerufener Kriterien (normal/anormal, gut/schlecht, kompetent/inkompetent, schicklich/unschicklich usw.) beurteilt wird. Als Nebeneffekt lässt seine öffentliche Schauseite das Körperverhalten gleichzeitig zum Mittler einer der Praxis impliziten Didaktik werden: Die Praktiker\*innen zeigen sich durch einen – durchaus auch „beobachtungsbewussten“ (Hirschauer 2016, S. 58) – Einsatz ihres Körperverhaltens, ihrer Motorik, Gestik und Mimik, gegenseitig, was geht, was nicht geht, und wie etwas gemacht werden muss, um als normal, gut, kompetent, schicklich usw. anerkannt zu werden (vgl. Schindler 2011; Schmidt 2008). (An-)erkennbare Mitspielkompetenzen werden mithin nicht nur in ausdrücklich pädagogischen Formen wie der Belehrung oder des Übens, sondern als *learning by doing* auch durch Mitmachen in *Communities of Practice* erworben (Lave/Wenger 1991; vgl. auch Alkemeyer/Buschmann 2017).

Die durch anerkenbare Verkörperungen gewonnene Identität als dieses oder jenes Handlungssubjekt ist in praxistheoretischer Sicht keine stabile, sondern eine bewegliche, sich in den Wiederholungen von Praktiken immer wieder aufs Neue gestaltende Größe. Jede Wiederholung impliziert – oft unscheinbare – Abweichungen und eröffnet die Möglichkeit zu einem Andersmachen oder Neuanfangen (vgl. Schäfer 2017). Gebauer und Wulf (1998) konzeptualisieren dieses Zusammenfallen von Wiederholen und Verändern als soziale Mimesis, nämlich als „Bewegungen, die auf andere Bewegungen Bezug nehmen“ (ebd., S. 11) und letztere im Nach-Machen variieren. Zusammen mit der Motorik wird deren Ausdrucksgehalt abgewandelt: Wenn z.B. Kinder bestimmte Weisen des Gehens, Stehens oder Sitzens nachahmen, dann rufen ihre Bewegungsgestalten gleichzeitig geschichtlich-gesellschaftlich mit ihnen verflochtene Bedeutungshorizonte (des richtigen Gehens, des schicklichen Benehmens usw.) auf und modellieren sie situationsgebunden.

## Zeitlichkeit und Veränderung

Mit dem Konzept der (variierten) Wiederholung nimmt Praxistheorie ausdrücklich auch die Zeitlichkeit der Praxis im Sinne ihrer Prozessualität und Sequenzialität in den Blick: Einzelne ‚Spielzüge‘ schließen in der Praxis von Praktiken aneinander an, die Praxis nimmt „Zug und Zug und Schritt für Schritt“ (Scheffer 2008) einen Verlauf, der seinerseits jeden einzelnen Spielzug orientiert und bedingt, ohne ihn jedoch vollkommen festzulegen. Vielmehr ist es erfahrenen Mitspielenden prinzipiell möglich, ein für sie in der Praxis jäh sich ergebendes Situationspotenzial zu ergreifen und damit Momente der Überraschung und Neuerung in den Verlauf der

Praxis einzubringen. Dabei strukturieren Praktiken die Prozessualität der Praxis auf eine je eigene Weise, sie formen ihre je eigene Zeitstruktur aus. So lassen sich beispielsweise einzelne Schritte in der Praktik des Schreibens durch Überarbeitung revidieren, während ein Spielzug in einem Tennisspiel irreversibel ist; er lässt sich nicht rückgängig machen (vgl. Reckwitz 2016, S. 124f.).

Sofern etwas nicht nur einmalig und individuell anders gemacht wird, sondern sich das Anders-Machen zu einem kollektiven Muster anhäuft, kann dies zu nachhaltigen Veränderungen der „impliziten normativen Kriterien des Angemessenen“ (Reckwitz 2003, S. 293) führen, die in den wiederkehrenden Vollzügen von Praktiken mobilisiert werden. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn sich Frauen ehemals Männern vorbehaltene Sportarten erobern, oder wenn sie eine Sportart in einer Weise betreiben, die in der Vergangenheit als typisch männlich galt, und dabei Körperformen und Handlungsstile ausbilden, die bis dahin als selbstverständlich akzeptierte Weiblichkeitsnormen irritieren (vgl. Butler 1999). Ihre Praktiken der Subjektivierung fordern in diesem Fall die kulturelle Grundordnung des Sports heraus – und wirken womöglich sogar darüber hinaus. So haben in der Sportgeschichte z.B. das Tennisspielen und das Fahrradfahren einen Wandel im Körperverhalten von Bürgertöchtern initiiert: Sporttaugliche „Rockbeinkleider“ ersetzen „schritt hemmende Fesseln“ (Friedrich Theodor Vischer bereits 1879) wie Unterröcke und straff geschnürte Mieder und ermöglichten eine neue Bewegungsfreiheit auch im Alltag (vgl. Lorch 2020). Dazu trugen zwei Bedingungen bei: Erstens gab es kaum spezielle Sportstätten – Tennis wurde in Parks gespielt, geradelt auf Bürgersteigen und Straßen – und zweitens apostrophierten die aufkommenden Massenmedien, Magazine und Filme die neue Sportmode als ‚modern‘ und sorgten für ihre Popularisierung (vgl. ebd.).

## Praktiken und Diskurse

Praktiken sind stets in die „Bedeutungsgewebe“ (Geertz 1994, S. 9) der Kultur verstrickt und spinnen sie selbst weiter.<sup>6</sup> Um ihrem Interesse für die Mechanismen und Praktiken der Produktion dieser Gewebe wie auch für deren performative Kraft nachzugehen, beziehen sich praxistheoretische Untersuchungen häufig auf das poststrukturalistische Diskurskonzept,

---

6 Zum Zusammenhang von Praktiken und Bedeutungen vgl. auch Schürmann in diesem Band.

demzufolge Diskurse Räume des Sagbaren, Denkbaren und Fühlbaren abstecken (vgl. Bublitz 2003). Gegenstand sportbezogener Diskursanalysen können u.a. die Ordnungen trainingswissenschaftlichen oder sportmedizinischen Wissens, Bilder idealer Körper oder Erzählungen über besondere Sportereignisse und herausragende Athlet\*innen sein, die in Texten, visuellen und auditiven Inszenierungen oder „Manuale[n] des Körpermanagements“ (Reckwitz 2017, S. 128) entworfen und verbreitet werden. Unter einem performativen Blickwinkel sind diskursive Äußerungen selbst insofern eine „Spezialform von Praktiken“ (Reckwitz 2016, S. 36), als sie die Gegenstände und Sachverhalte, von denen sie sprechen bzw. die sie darstellen, im Sprechen und Darstellen produzieren (vgl. Butler 1995).<sup>7</sup>

Die großen Sportspektakel sind ohne die vielfältigen Geschichten und Legenden, die ikonischen Bilder und Mythen, die sich um einzelne Orte (Wembley, Wimbledon, das Berliner Olympiastadion), Wettkämpfe (Björn Borg vs. John McEnroe im Tennisfinale von Wimbledon 1980; Bayern München vs. Manchester United im Fußball-Champions League-Finale im Camp Nou in Barcelona 1999) und Spieler\*innen (Martina Navratilova, Steffi Graf, Boris Becker, Serena und Venus Williams, Uwe Seeler, Diego Maradona) ranken, schlechterdings nicht denkbar. Sie werden in den Massenmedien und in den Erzählungen des Publikums unaufhörlich fortgesponnen und laden das Sportgeschehen mit großen Gefühlen, Erinnerungen und Erwartungen auf. Wettkämpfe werden als Duelle von Giganten dramatisiert, in denen entgegengesetzte menschliche ‚Charaktere‘ (der kühl abwägende ‚Eisblock‘ Björn Borg gegen den ungehobelt-impulsiven ‚Rebellen‘ John McEnroe) oder nationale Systeme aufeinanderzutreffen scheinen, Kameras sexualisieren die Körper der Athlet\*innen aus Intimperspektiven. Praxistheoretisch gesehen ist dieses diskursiv produzierte Imaginäre des Sports keine bloße Zutat zu einem ‚eigentlichen‘ Sportgeschehen, sondern an dessen Herstellung beteiligt: Es weckt Erwartungen und lastet als Erwartungsdruck auf den Spieler\*innen; es berührt das Publikum, mobilisiert Affekte und orientiert die Wahrnehmungen und die Urteile; es motiviert Athlet\*innen zum Erfinden immer neuer Jubelposen, die Fans zu kreativen ‚Choreos‘ und die Sportverbände zu Regeländerungen, die Sportspiele attraktiver für das Fernsehpublikum machen sollen usw.

Seit den 1970er-Jahren hat sich der professionelle Spektakelsport zu einer wahren Bedeutungs- und Affektmaschine entwickelt. Ähnlich wie Konzertsäle, Jahrmärkte, Tanzclubs, Kinos oder Ferienparadiise bilden seine Räume ‚andere‘, außergewöhnliche Orte (in) der modernen Gesell-

---

7 Vgl. Klein diesem Band.